

Die komplexen Beziehungen zwischen der Sozialen Arbeit in den USA und in Deutschland würden eine gründliche Untersuchung lohnen. Sie gibt es noch nicht.¹ Interessant ist der Einfluss, den (auch vor den Nationalsozialisten) emigrierte Deutsche in den USA ausübten. Interessant ist aber auch, wie weit die deutsche Diskussion direkt oder indirekt durch die US-amerikanischen Traditionen beeinflusst wurde – von der Übernahme der klassischen Methodentrias (case work/Einzelfallhilfe, group work/Gruppenarbeit, community work/Gemeinwesenarbeit) bis hin zur Umstellung von Studienabschlüssen auf das anglo-amerikanische Bachelor-/Master-Modell.²

Der Begriff „Social Welfare“ ist Programm, allerdings auch ein wenig exotisch.

nen ihre entsprechenden Abteilungen so, der Rest firmiert meist als „School of Social Work“. Die Begriffsdifferenz ist natürlich historisch geronnen. Sie signalisiert aber durchaus Intentionen. „Social Welfare“ meint eher die öffentliche Sozialarbeit (im Unterschied zu einer privaten oder philanthropischen Sozialarbeit), zumindest ein strukturelles Interesse an Sozialpolitik.

In Berkeley ist das sicher der Fall. Man versteht sich dort als linksliberal, den Demokraten zugewandt, die die kalifornische Politik seit Jahrzehnten prägen (trotz republikanischer Gouverneure wie Ronald Reagan und Arnold Schwarzenegger). Fachlich bedeutender dürfte sein, dass die School

socialwelfare.berkeley.edu/mhs-wrg/mhswrgcov.html). Aus diesen und zahlreichen weiteren Netzwerken (bspw. zur gerontologischen Sozialarbeit) resultiert einerseits ein stabiles Standing innerhalb der regionalen sozialen Dienstleistungslandschaft, das für die Praxisbezüge der Ausbildung und für die Berufseinmündung der Absolventen nützlich ist.

Wichtiger – und aus deutscher Sicht vielleicht noch bemerkenswerter – ist der erhebliche „Stress“, den die Sozialarbeitsausbildung durch die Einbettung in eine internationale Spitzenuniversität erfährt. Auf komplexe Weise verschränken sich nämlich hierbei zwei Anforderungsebenen. Zum

Der große Bruder?

Beobachtungen zwischen Berkeley und Jena

Michael Opielka

In diesem Beitrag wird aus der unübersichtlichen Schnittmenge dieser Beziehungen ein kleiner Ausschnitt herausgegriffen: Die Rolle der Sozialpolitik in der Hochschulausbildung zur Sozialen Arbeit und das auch noch räumlich begrenzt, aus einer Perspektive zwischen Berkeley und Jena.

Leicht zu verstehen sind die Amerikaner nicht. Es beginnt schon bei der Bezeichnung: „School of Social Welfare“ heißt die Einheit der in den weltweiten Universitätsrankings derzeit auf Platz 1 der öffentlichen Universitäten gesetzten University of California at Berkeley (<http://socialwelfare.berkeley.edu>). Eine „School“ entspricht organisatorisch einem Fachbereich, sie wird von einem „Dean“, einem Dekan geleitet, der über erheblich mehr Verantwortung und Befugnisse verfügt als sein deutsches Pendant. Der Begriff „Social Welfare“ ist dabei Programm, allerdings auch ein wenig exotisch: nur sechs von 120 amerikanischen Universitäten, deren „Master of Social Work“-Programm (MSW) vom „Council of Social Work Education“ (www.cswe.org) akkreditiert wurde, nen-

Der Autor arbeitet derzeit (Herbst 2004 bis Herbst 2005) als Visiting Scholar an der School of Social Welfare der University of California at Berkeley.



FUSSNOTEN

1 Ein guter Überblick mit Nachweisen: Reichert, Elisabeth/Wieler, Joachim, 2001, Stichwort: „Sozialarbeit (Social Work) in den USA“, in: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.), Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 2. Aufl., Neuwied/Kriftel: Luchterhand, S. 1611–1621

2 Vgl. Labonté-Roset, Christine, 2004, Social Work Education and Training in Europe and the Bologna Process, in: Social Work & Society, 1, 2004, S. 98–104 (www.socwork.de)

3 Vgl. dazu auch Reichert/Wieler, Fn. 1, S. 1614 f.

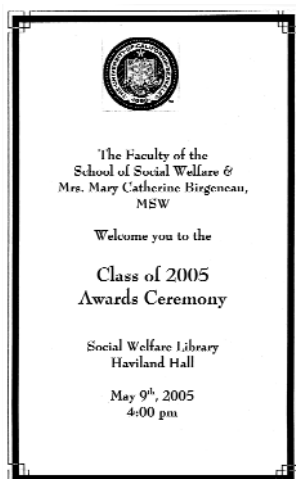
of Social Welfare enge und vor allem auch institutionalisierte Beziehungen zu verschiedenen Bereichen der öffentlichen sozialen Dienste pflegt. Verschiedene Beratungs- und Forschungsnetzwerke sind direkt an die School angegliedert, beispielsweise das „Bay Area Social Services Consortium“ (www.bassc.net), das „California Social Work Education Center“ (<http://calswec.berkeley.edu>) oder die „Mental Health & Social Welfare Research Group“ ([einen muss die Ausbildung zur Sozialarbeit in den USA – damit sie vom bereits erwähnten „Council“ akkreditiert wird – vier Hauptelemente beinhalten:³](http://</p>
</div>
<div data-bbox=)

- Sozialpolitik/Sozialgesetzgebung (Social Policy)
- Praxisanteile in Praxis-Seminaren und Praktika (Practice Seminars and Field Practice)
- Forschung (Research) und
- menschliches Verhalten im sozialen Umfeld (Human Behavior and Social Environment).

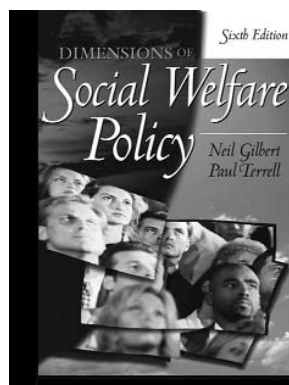
Der Status innerhalb der öffentlichen, aber durchaus elitären UC Berkeley bestimmt sich freilich im Wesentlichen durch die Forschungsleistungen. Das ist im akademischen System gewöhnlich, jedenfalls in Universitäten. In Berkeley wird das zwar dadurch etwas gebrochen, dass sowohl die Lehrevaluationen durch die Studierenden wie die „Community Practice“, die gesellschaftliche Leistungen der ProfessorInnen, in die Bewertung sowohl der persönlichen wie der Abteilungsleistungen einfließen. Entscheidend für die Reputation im Wettbewerb mit anderen Fächern sind jedoch die Forschungsleistungen, konkretisiert durch Projektakquisitionen, Veröffentlichungen, Herausgabe von Fachjournalen und Tagungsprojekte.

Die Studierenden werden an dieses Wettbewerbssystem schon früh herangeführt. Ein anschauliches Beispiel war die „Class of 2005 Award Ceremony“ (siehe die Abbildung). An Mitglieder der Master-Abschlussklasse wurden – noch vor ihrem Master-Degree – sieben verschiedene Preise vergeben, beispielsweise für die „Competence in Writing“, „Social Work Practice“ oder den „Dean's Leadership Award“. Hinter jedem dieser Preise stand eine von Studierenden und Lehrenden, teils auch von Praktikern besetzte Kommission. Damit wird zugleich Wertschätzung wie Leistungsorientierung ausgedrückt. Die Amerikaner beherrschen diese Klaviatur wohl virtuoser als wir Deutsche. Dies zeigt ein kleines Detail der abgebildeten Einladung. Es laden nämlich nicht nur die Hochschullehrer („The Faculty“) zu dieser Zeremonie ein, sondern auch Mrs. Mary Catherine Birgeneau, MSW. Sie ist die Ehefrau des Kanzlers der Universität – und selbst Sozialarbeiterin (MSW).

Die gesellschaftliche Einbettung der Sozialarbeit in den USA wird durch dieses kleine Ereignis durchaus sinnbildlich. Die Professionalisierung der Sozialarbeit verdankt sich hier zum einen der Akademisierung, der Integration in das Universitätssystem und möglichst in



Es ist eben nicht nur Wissenschaft und Politik, die in Berkeley zählen, es ist auch Geld.



FUSSNOTEN

4 Specht, Harry/Courtney, Mark E., 1994, *Unfaithful angels. How social work has abandoned its mission*, New York: Free Press

5 <http://www.naswdc.org/pressroom/features/general/nasw.asp>

die besten und renommiertesten Universitäten (in Berkeley bereits seit 1944). Zum Zweiten verdankt sie sich aber auch der Etablierung und „Vergesellschaftung“ der Fachgesellschaften, allen voran der heute über 153 000 Mitglieder zählenden „National Association of Social Workers“ (www.naswdc.org). Stolz wird regelmäßig registriert, wie viele Kongressabgeordnete (derzeit mehr als zehn) und Bundesstaats-Parlamentarier einen Social Work-Abschluss haben und damit als Lobbyisten infrage kommen. Es passt in diese geradezu selbstverständliche Politikwahrnehmung der Sozialarbeit, dass auf der letzten Kuratoriumssitzung der School of Social Welfare (an der der Verfasser teilnahm) das Amt des Vorsitzenden von einem Finanzmagnaten (zugleich Bruder einer demokratischen Senatorin) an eine ehemalige (ebenfalls demokratische) Abgeordnete des kalifornischen Parlaments übergang.

Es ist eben nicht nur Wissenschaft und Politik, die in Berkeley zählen, es ist auch Geld. Eine eindrucksvolle Beobachtung machte der Verfasser gleich in seiner ersten Woche in Berkeley, im September 2004, auf dem alljährlichen „Dean's Dinner“, einem feierlichen Abendessen für die Sponsoren der School of Social Welfare. Diesmal konnte man insbesondere ein Ehepaar aus San Francisco begrüßen, das in 2004 immerhin eine Million Dollar an die School gespendet hatte – und eine zweite Million an die Haas Business School, das MBA-Programm der UC Berkeley. Eine Million also an Wachstum und, wenn man so will, Ungleichheit. Eine zweite Million, um die Schattenseiten dieser Ungleichheit philanthropisch zu kompensieren ... Solche Spenden einzuwerben erfordert einen erheblichen Aufwand – seitens der Universität (dem Dean steht nur dafür unterdessen ein kleiner Mitarbeiterstab zur Seite), aber auch seitens der Studierenden und der Alumni, der Ehemaligen, die sich mit ihrer Universität identifizieren und, nicht ganz uneigennützig, vom Renommee ihrer Alma Mater profitieren.

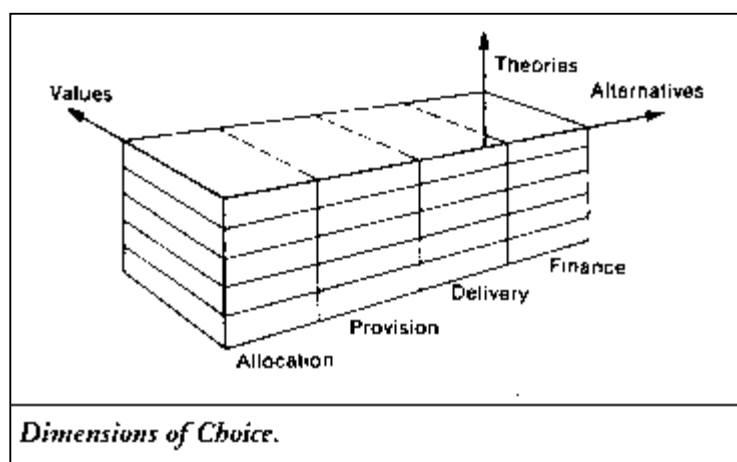
Bereits diese Beobachtungen machen aus Jenaer Sicht doch einen dramatischen Unterschied. Man kann einwenden, dass eine deutsche Fachhochschule und eine amerikanische Weltklasseuniversität eben in verschiedenen Ligen spielen. Das stimmt natürlich. Aber es wäre auch nicht möglich, eine School of Social Welfare an einer deutschen Universität zu finden. Die Sozialarbeitsausbildung ist in Deutschland an den Fachhochschulen konzentriert. An den Universitäten findet sich praktisch nur die Sozialpädagogik, als ein durchaus prekärer Sektor der Erziehungswissenschaften. Der Preis dafür ist hoch. Eine Sozialarbeitsforschung auf internationalem Niveau gibt es in Deutschland kaum. Darüber kann auch nicht hinweg täuschen, dass das vor allem von Hans-Uwe Otto an der Universität Bielefeld seit vielen Jahren aufgebaute deutsche und internationale Netzwerk für „Soziale Arbeit“ wichtige Elemente des amerikanischen Professionalisierungskonzeptes übernahm. Mit der Online-Zeitschrift „Social Work & Society“ (www.socwork.de) gelang ihm sogar ein internationales Pionierprojekt. Jene lockere, geradezu selbstverständliche Präsenz des Sozialpolitischen, wie man sie in Berkeley erleben kann, findet sich in Deutschland im sozialarbeiterischen Kontext nicht.

Damit sollen die Spannungen in der US-amerikanischen Sozialarbeit und ihrer Hochschulverankerung nicht zugekleistert werden. Der langjährige (unterdessen verstorbene) Dean der School of Social Welfare in Berkeley, Harry Specht, verfasste Anfang der 1990er Jahre eine polemische Abrechnung mit den seiner Meinung nach individualistischen und privatistischen Tendenzen in der amerikanischen Sozialarbeit.⁴ Die „originäre Mission“ der Sozialarbeit, ihre Orientierung an den Interessen der unteren Klassen, werde durch eine zunehmende Therapeutisierung „verraten“. Die Tatsache, dass 40 Prozent der Mitglieder des NASW angeben, im Bereich der Mental Health tätig zu sein⁵, könnte als Indiz dafür gelten. Ob man allerdings der „Clinical

Social Work“ automatisch Gesellschafts- und Politikferne nachsagen muss, ist fraglich. Zur Berkeley-Faculty gehören beispielsweise mit Steven Segal⁶ international renommierte Hochschullehrer, die die Brücke zwischen Mental Health und Sozialpolitik auf verschiedene Weise schlagen, nicht zuletzt, indem sie systematisch über die Möglichkeiten forschen, wie professionelle Unterstützung („empowerment“) von Selbsthilfe (der Patienten und Angehörigen) zu

fahrtsverbänden, aber nicht nach Sozialpolitik. Gilbert gelingt eine systematische Verknüpfung von Sozialarbeit und Sozialpolitik mittels eines analytischen Rahmens: Er unterscheidet Allokation, Leistungstypus (provision), Leistungserbringung (delivery) und Finanzierung.⁹

Damit wird deutlich, wie auf welchen Ebenen und vor allem auch mit welcher komplexen wissenschaftlichen wie politisch-wertenden Deutungen die Praxis der



einem Kernbereich der Klinischen Sozialarbeit werden kann.

Harry Spechts kritisches Erbe findet sich quicklebendig auch bei Neil Gilbert, einem der weltweit führenden Sozialpolitikforscher. Sowohl sein letztes Buch über die „Transformation des Wohlfahrtsstaates“⁷ – das ihm (im Frühjahr 2005) als bislang erstem Wissenschaftler einen Vortrag vor den versammelten Sozialministern der OECD eintrug – als auch sein mittlerweile in sechster Auflage vorliegender Klassiker „Dimensions of Social Welfare Policy“⁸ (dessen erste Auflagen Mitte der 1970er Jahre noch gemeinsam mit Harry Specht verfasst wurden) dokumentieren einen Sozialpolitikansatz, der in Europa allenfalls noch in Skandinavien beobachtet werden kann, in Deutschland aber nur kümmerlich existiert. Bereits der Begriff „Social Welfare Policy“ lässt sich kaum ins Deutsche übersetzen. Eine „Politik der sozialen Wohlfahrt“ klingt nach Wohlfahrtsmarken und Wohl-

Sozialen Arbeit sozialpolitisch gerahmt wird. Zwar wird Gilbert bisweilen vorgeworfen, er sei einer Vermarktlichung der Sozialpolitik gegenüber zu unkritisch eingestellt und fördere dadurch wissenschaftspolitisch jene Privatisierung, die sein früherer Mentor Specht kritisierte.¹⁰ Entscheidend dürfte aber sein, dass es Gilbert (der unter anderem die Zeitschrift „International Journal of Social Welfare“ herausgibt) gelungen ist, innerhalb der Social Work-Tradition eine solide und vor allem auch international vergleichende Sozialpolitikreflexion zu begründen. An die Stelle eines nur gutwilligen Idealismus tritt damit eine – gleichwohl ethisch gegründete – Reflexivität, mit der beispielsweise die Reihe der US-amerikanischen Wohlfahrtsreformen „from welfare to workfare“ (bis 1996) als „from service to social control“ analysiert wird, eine Tendenz, die – so Gilbert – eine professionelle Identität in den staatlichen sozialen Diensten dramatisch erschwert.¹¹



Was nimmt man aus Berkeley nach Jena mit? Natürlich hohe Ansprüche – und ein gewisses Maß an Nüchternheit, wenn man sich die Realität an deutschen Fach-/Hochschulen anschaut. Während die Faculty-Mitglieder in Berkeley ein Lehrdeputat von maximal vier bis sechs Stunden im Semester (teils auch nur zwei oder gar Null) erfüllen, liegt die Lehrverpflichtung an deutschen Fachhochschulen bei 18 Semesterwochenstunden. Das macht komplexe Forschung und Beratung nicht möglich. Es wäre aber ein Trugschluss zu glauben, die Lehre spiele in Berkeley (oder an anderen US-Hochschulen) keine Rolle, im Gegenteil. Wie schon das Beispiel jener „Award Ceremony“ zeigte, ist die Lehre hoch fokussiert und wird seit vielen Jahren – durch die Studierenden – streng evaluiert. Die deutsche Fachhochschullehre arbeitet demgegenüber noch immer nach dem Schulprinzip: viel Unterricht, wenig Eigenarbeit der Studierenden. Möglicherweise (und hoffentlich!) ändert der Wechsel zu Bachelor/Master-Programmen diesen Anachronismus, wie die Berliner FH-Kollegin Christine Labonté-Roset pointierte: „A paradigm shift from a teaching to a learning paradigm.“¹² In Berkeley ist das der Fall. Die Studierenden machen sehr viel auf eigene Faust, Forschung, Praxis, aber die Professoren helfen ihnen dabei, öffnen Türen, verschaffen Kontakte, wirken als Supervisoren.

Man mag nun einwenden, dass die USA doch wahrlich kein gutes Beispiel für den sozialpolitischen Erfolg der akademischen Sozialarbeit seien, man denke nur an die Sozialhilfereform von 1996 oder an die derzeitige von Präsident Bush angestoßene Debatte, die Rentenversicherung „Social Security“, eine seit 1936 bestehende universalistische Bürgerversicherung, tendenziell zu privatisieren. Ein genauerer Blick auf die USA zeigt gleichwohl ein Land der Widersprüche, mit einer starken sozialpolitischen Tradition,¹³ die in Deutschland bislang kaum wahrgenommen wird.

FUSSNOTEN

6 <http://socialwelfare.berkeley.edu/faculty/segal.htm>

7 Gilbert, Neil, 2002, Transformation of the Welfare State. The Silent Surrender of Public Responsibility, Oxford/New York: Oxford University Press

8 Gilbert, Neil/Terrell, Paul, 2005, Dimensions of Social Welfare Policy, 6. Aufl., Boston u. a.: Pearson

9 Abbildung in Gilbert/Terrell (Fn. 8), S. 68

10 So z. B. Blau, Joel (with Mimi Abramowitz), 2003, The Dynamics of Social Welfare Policy, Oxford: Oxford University Press

11 Gilbert, Neil, 1998, From service to social control: Implications of welfare reform for professional practice in the United States, in: European Journal of Social Work, 1, S. 102–108

12 Siehe Fn. 1, S. 100

13 Vgl. auch Opielka, Michael, 2004, Sozialpolitik. Grundlagen und vergleichende Perspektiven, Reinbek: Rowohlt

Autor

Prof. Dr. Michael Opielka ist Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Jena und derzeit (2004/5) Visiting Scholar an der University of California at Berkeley, School of Social Welfare.

Aktuelle Veröffentlichungen: Sozialpolitik. Grundlagen und vergleichende Perspektiven, Reinbek (Rowohlt) 2004; Gemeinschaft in Gesellschaft. Soziologie nach Hegel und Parsons, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2004. Kontakt: opielka@berkeley.edu und michael.opielka@fh-jena.de